

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **36 (1956-1957)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜCHER - RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Götter und Titanen

Die alten Mythen wollen und müssen von jeder neuen Generation neu überdacht werden, und dabei erweisen sie sich als die offenen Gefäße, die den Inhalt der jeweils neuen Zeit aufnehmen und damit formen können — einige mögen eine Zeitlang leerstehen, bereit für später.

In dem Buche *Götter und Titanen* geht es in beiden Stücken, im «Empedokles» wie im «Prometheus» um das Verhältnis des bewußten, selbstverantwortlichen einzelnen gegenüber den verantwortungslosen Göttern auf der einen, und der Masse der verantwortungslosen Mitmenschen auf der anderen Seite — wobei «sotto il velame degli versi strani» höchst aktuelle Probleme dargestellt werden, ohne daß das ausdrücklich gesagt werden müßte. Epimenides überhebt sich ein Gott zu sein — nicht aus eigener Hybris, sondern gedrängt von hilfsbedürftigen Mitmenschen, die den Führer suchen, aber seine Selbstbewußtheit zerreißt in dieser Überspannung und damit zugleich sein Verhältnis zu den andern. Um das Bewußtsein seiner selbst geht es auch bei Prometheus, er facht mit dem Raub des Feuers jenen unaufhaltsamen Fortschritt des wachen Verstandes an, der die Götter

enthront, zugleich aber die Menschen verzehrt, denen er dienen sollte¹⁾.

Man staunt, wie zwanglos die modernste Problematik und Psychologie im Gefäß des Mythos Platz findet. Der Verfasser kann darum unbesorgt an die antiken Quellen und an Hölderlin und Goethe anknüpfen (und er sagt es auch), das Eigene hat darin Platz genug, und dieses enthält neben dem aktuellen Zeitbewußtsein die genaue Kenntnis der vorsokratischen und der platonischen Philosophie — ihre Probleme sind von zeitloser Aktualität.

Fünffüßige Jamben, inhaltlich beschwert — mehr dramatisches Lehrgedicht als Lyrik —, ein kühnes Unternehmen, quer zu allen poetischen Formspielen der Gegenwart. Das könnte gelegentlich hohl tönen, aber die Sprache bleibt dicht und knapp, lieber trocken als üppig; bei der leidigen Neigung des Deutschen, wo von Griechischem die Rede ist sogleich ins Hymnische zu kippen, ist das noch ein zusätzliches Verdienst dieses lesens- und bedenkenswerten Buches.

Peter Meyer

¹⁾ Erich Brock: *Götter und Titanen*, Artemis Verlag, Zürich 1954.

Die Granadiner Romanzen in der europäischen Literatur

Das soeben erschienene Buch von Ma. S. Carrasco Uργοiti, *El Moro de Granada en la Literatura del siglo XV al XX*, Madrid 1956, das gekürzt vor zwei Jahren an der Columbia University in New York als Dissertation vorgelegt wurde, strebt einer Gesamtschau der literarischen Behandlung, die das islamische Königreich Granada des Spätmittelalters im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, zu, wobei die spanische Romantik in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt. Gelingt der Autorin eine umfassende Sichtung des über die

verschiedensten europäischen Sprachen verteilten Materials, so war das Ziel von Daniel Bodmer, dessen Studie eine Dissertation der Universität Zürich ist, viel enger gesteckt¹⁾. Er sucht anhand von vier in zahlreichen Varianten erhaltenen Gra-

¹⁾ Daniel Bodmer: *Die Granadiner Romanzen in der europäischen Literatur. Untersuchung und Texte*, Zürcher Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte, Band 5, Juris-Verlag, Zürich 1955.

nadiner Romanzen deren Weg durch die europäische Literatur zu verfolgen. Eine davon wanderte von der Iberischen Halbinsel nach Frankreich, anschließend nach England; und in dieser englischen Fassung gelangte sie zu Herder, der von ihr aber auch unmittelbar aus Spanien Kenntnis bekam. Der genetische Zusammenhang der Versionen in den verschiedenen Sprachen wird besonders eindringlich dadurch deutlich, daß sie nebeneinander, auf zusammenlegbaren Blättern, abgedruckt sind, die am Ende des Buches klar und systematisch geordnet angebracht wurden, so daß man sie während des Lesens handlich neben dem Bande ausgebreitet vor Augen haben kann. Dabei wird in der literarischen Entwicklung Form und Inhalt in gleicher Weise Rechnung getragen und veranschaulicht. Die methodisch sehr gelungene Art des Vergleichs ist durchaus neuartig und verspricht mit Erfolg inskünftig angewandt zu werden. Es sei gleich vorweg genommen, daß dieses Erstlingswerk von Daniel Bodmer, wie es die Dissertation ja meistens ist, in seinem Hauptanliegen, dem europäisch-komparatistischen Teil, durchaus als mustergültig bezeichnet werden kann.

Den Ausgangspunkt bilden jedoch die Granadiner Romanzen aus dem Spanien des 15. Jahrhunderts, und am hispanischen Teile wäre vielleicht dies oder jenes hinzuzufügen, mögen auch einige der nun folgenden Betrachtungen über den unmittelbaren Rahmen der von Daniel Bodmer durchgeführten Studie hinausführen. So betont er auf Seite 28, daß die gebildeten Franzosen nach 1600 die spanische Sprache beherrschten. Dies war durch die umfassende politische Machtstellung des hispanischen Imperiums bedingt; und das Spanische stellte damals die Umgangssprache des Weltreiches und der Diplomatie dar. So ist es nicht übermäßig erstaunlich, daß 1606 in Paris eine Ausgabe in der Originalsprache der *Guerras Civiles de Granada* des Ginés Pérez de Hita erschien. Zu Recht hat Daniel Bodmer diesen berühmten historischen Roman aus dem Ende des 16. Jahrhunderts in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen gerückt, doch dabei hätte die wenig ältere, wunderhübsche Novelle von unbekanntem Autor *Historia del Abencerraje y la hermosa Jarifa* der Erwähnung bedurft, da sie zu den Vorlagen von Chateaubriand gehörte. Darüberhinaus wäre es vielleicht tunlich gewesen, der ganzen *Novela Morisca* im weiteren Sinne eingedenk zu sein, vor allem

der im 15. Jahrhundert von Pedro del Corral geschriebenen *Crónica Sarracina*, deren teilweise Abhängigkeit von mittelbaren arabischen Quellen wie auch die Wechselbeziehung zu den Romanzen bekannt sind; sie harrt aber in ihrer Gesamtheit noch einer kritischen Bearbeitung. Bleibt bei Pedro del Corral da und dort eine islamisch-arabische Vorlage noch deutlich erkennbar, so ist dies bei Pérez de Hita kaum mehr der Fall. Eine erneute vergleichende Lektüre seines Romans mit *Al-Ihāta fī Akhbār Garnāta*²⁾, der umfassenden Geschichte Granadas des Ibn al-Khaṭīb aus dem 14. Jahrhundert, die später fortgesetzt wurde, hat mich die grundlegende innere Verschiedenheit der beiden Schriften, die jede in ihrer Art ein Meisterwerk ist, deutlich erkennen lassen. Trotz anderslautenden Vermutungen war Pérez de Hita des Arabischen wohl nicht mächtig, vielmehr zog er die historischen Kenntnisse für seinen Roman aus den Volksbüchern und zum Teil aus der mündlichen Überlieferung, die er in die Anschauungen seiner Zeit umgoß. Dies wird z. B. an der Darstellung der Feste deutlich, die völlig ins 16. Jahrhundert gehören, denn sie weisen in ihrer Ausgestaltung auf die prunkvollen, barocken Schaustellungen hin und haben nichts mehr, außer einer fernen Erinnerung von den viel einfacheren Reiterspielen des 15. Jahrhunderts, an sich.

In diesem Zusammenhang sei auch die Frage nach der literarischen Maurophilie kurz aufgeworfen, die in Spanien um und nach 1600 im Volke vielleicht bestand, aber offiziell und aktiv schritt man zur Moriskenvertreibung; am Hof und unter den maßgebenden Gesellschaftskreisen bestand ein ausgesprochener Antiorientalismus, ein katholisch betonter Europäismus. Dieser kurze Hinweis möge genügen, liegt hier doch ein geistesgeschichtliches Problem vor, das einer genaueren Prüfung würdig wäre.

Das Milieu, das Pérez de Hita in *Guerras Civiles de Granada* festhält, ist also ganz im Ende des 16. Jahrhunderts verankert, während die von ihm aufgenommenen volkstümlichen Romanzen, an denen ein arabisch-islamischer Einfluß eindeutig gezeigt werden kann, völlig ins 15. Jahrhundert weisen. Die kastilischen Romanzen des Spätmittelalters sind die glänzenden Zeugen der überzüchteten christlich-isl-

²⁾ Es stand mir die neue Ausgabe von Muhammed Abdulla 'Enān, vol. I, *Dār al-Ma'ārif*, Kairo 1953, zur Verfügung.

mischen Mischkultur Hispaniens, die in der Verfeinerung und Vielfalt, besonders in ihrer letzten Phase, noch einer umfassenden Darstellung bedarf. Vor über einem Jahrhundert verfaßte Miguel Lafuente Alcántara seine heute veraltete und ungenügende *Historia de Granada*; M. Gaspar Remiro und neuerdings L. Seco de Lucena sammeln und sammeln stets neues Quellenmaterial, das aber bisher noch nicht synthetisch zusammengefaßt ist. Einen schönen Ansatz machte dazu E. García Gómez mit *Ibn Zamrak. El poeta de la Alhambra*, einer 1943 bei seiner Aufnahme in die Geschichtsakademie zu Madrid gehaltenen Ansprache; aber wie schwer es ist der späten, islamischen Herrschaft auf der Iberischen Halbinsel ge-

recht zu werden, zeigt anhand eines neu gefundenen Dokuments Ma. del Carmen Pescador del Hoyo, *Cómo fué de verdad la toma de Granada*, in *Al-Andalus*, XX (1955), S. 283—344. All dies sind einzelne Aspekte der noch nicht genügend geklärten historischen Hintergründe des untergehenden Königreiches Granada, der spätmittelalterlichen Gegenwart des Orients im Okzident, dem Schauplatz, um den die kastilischen Romanzen entstanden, die von der Vielfalt der hispanischen Mischkultur noch heute beredt Zeugnis ablegen.

Doch alles bisher Gesagte beeinträchtigt in keiner Weise den hauptsächlichsten Belang der schönen Studie von Daniel Bodmer, aus dessen Feder wir hoffentlich bald weitere Schriften erwarten dürfen.

César E. Dubler

Wichtige Werke über Wagner

Es gibt nur ganz wenige Länder Europas, in denen Wagner nicht gelebt oder die er nicht mindestens auf Reisen berührt hätte. Außer Deutschland sind Frankreich und Italien aus seinem Leben nicht wegzudenken. Am dramatischsten aber ballte sich sein Lebensroman in den Schweizer Jahren, die einen Zeitraum von 32 Jahren umspannen. Und ihre Bedeutung für Wagners Wirken und Werke ist unvergleichlich. Hier entstanden wichtigste Teile von «Tristan und Isolde», vom «Ring»; da erwachten Szenen der «Meistersinger» und erste Gedanken an «Parsifal». Da wurde das Tribschener Idyll geschaffen, wohl das schönste der wenigen reinmusikalischen Werke Wagners. Auch grundlegende Prosaschriften entstanden in der Schweiz. Er selbst sagte von ihnen: «Nirgends sonst hätte ich sie empfangen können, als im ruhigen, herrlichen Schweizerlande, dort mit dem Blick auf die erhabenen, goldbekränzten Berge.» Oder er schreibt von der lieben Schweiz: «Nur dort kann Siegfried Brünnhilde wecken!» — Wagners Schweizer Zeit zu kennen, ist also Notwendigkeit, unendlich wichtiger, als etwa seinen Beziehungen zu Italien nachzugehen, das er zwar gern aufsuchte, dessen musikalisches Wesen aber dem seinigen doch entgegengesetzt sein dürfte. Längst hat selbstverständ-

lich jede Biographie Wagners sein Wirken in der Schweiz betrachtet; es fehlte auch nicht an Versuchen, es monographisch zu behandeln (Steiner, Fritz Gysi). Aber eine umfassende, auf urkundliche Forschung sich stützende Darstellung verdankt man erst *Max Fehr*. Wenn eine Ergänzung zur Kenntnis des Lebens Wagners noch erwünscht, ja notwendig war, so ist es dieses Werk ¹⁾.

Wir durften den I., schon 1934 erschienenen und die Jahre 1849—1855, also von der Ankunft des Flüchtlings bis zu seiner Tannhäuser-Aufführung in Zürich umfassenden Band hier seinerzeit würdigen und seine Fortsetzung wünschen ²⁾. Die Vollendung liegt nun endlich, durch Krieg und Not furchtbar verzögert, vor; sie hält durchaus das Erhoffte, ja übertrifft es — gerade wie an Bedeutung und dramatischer Spannung wohl die nun behandelten Jahre bis 1872 und 1883 jene früheren überragen. Auch die in drei Anhängen neu geschenkten, größtenteils bisher unbekanntem Briefe und andere Original-Dokumente geben höchst wünschenswerte Vertiefungen und Bereicherungen für bisher oft nur Geahntes in den Beziehungen zu Minna Wagner, zur Familie Wesendonck, zum Mariafeld Willes, zu Winterthur, zu Liszt und seiner Tochter Cosima, zur Fürstin

Sayn-Wittgenstein, zu König Ludwig II. Ob diese Persönlichkeiten und Wagner selbst uns damit lieber werden, stehe dahin. Aufgabe des Forschers war es nicht, Neigungen zu erwecken oder Abneigungen zu bestärken, sondern Geschichte zu schreiben. Wagner steht in seiner ganzen, trotz manchen störenden Zügen lebenswerten Menschlichkeit vor uns. Eher würde vielleicht Mathilde Wesendonck ein wenig verlieren; es erscheint uns nicht edel, wenn sie Frau Wille gegenüber, die ihr zwei Briefe Wagners brachte, «auf's feierlichste beteuert, nicht zu begreifen, wodurch sie Ihnen (Wagner) den geringsten Anlaß zu den Auffassungen, Annahmen und Absichten dieser beiden letzten Briefe gegeben; sie ist erschreckt über Ihren Plan, sagt sie und beschwört Sie, von demselben abzustehen». Es berührt auch seltsam, daß Frau Wesendonck 1869 mit Brahms in freundschaftlichstem Briefwechsel stand und diesem Wagners an ihren Gatten gesandte Einladung zum Münchener «Rheingold» zugestellt hatte. Volles Verständnis und ganze Liebe hat Wagner weder bei Minna noch bei Mathilde gefunden.

Um nicht nur in Lobeshymnen vom Lebenswerk Fehrs zu sprechen, seien einige Einwände nicht verschwiegen. Druckfehlerchen mögen in so vortrefflichem, auch äußerlich tadellos ausgestatteten, vornehm gedrucktem und bebildertem Buch bei neuer Auflage verbessert werden (Fischer statt Vischer, Strich statt Stich, Momories, Seiten 410 und 411 vertauscht u. a.). Sollen wir fragen, ob es richtig sei, zu sagen, der Altphilologe Köchli habe «Rienzi» dem «Tannhäuser» weit vorgezogen, weil er Wagner «den Schritt von der Antike ins Mittelalter nicht verzeihen konnte»? — Statt «Entgegnung» erwartet man sonst eher Erwiderung einer Liebe (S. 274). Den sonst seines Themas würdigen Stil vermissen wir ganz vereinzelt, wenn etwa Worte wie die «Dame» und ihre «fatale Geste», die «Angebetete», die «Ex-Gattin», «die Gautier» und ähnliche nicht immer vermieden werden. Andererseits finden wir es nur zu rücksichtsvoll, wenn Fehr bei Wiedergabe eines Briefes Minnas an Dr. Sulzer sagt: «Der alte, unversöhnliche Jammer spricht aus den Zeilen der Bedauernswerten» — uns scheint das Schreiben nur perfid und abstoßend,

und wir bedauern wirklich nur Wagner, der an eine solche Jugendliebe gefesselt war.

Das Werk bietet reichste Fülle von Spannung und Belehrung. Was einzelne Leser, die ihre ganze Kenntnis Wagners aus seiner Schweizer Zeit schöpfen wollen, vielleicht entbehren mögen, wären wohl da und dort knappe Hinweise auf Wagners Leben im Ausland und auf dortige Geschehnisse, wie z. B. die Erledigung seiner Amnestiegesuche. Wenn Fehr erstmals von frühesten «Tannhäuser»-Aufführungen in der Westschweiz berichtet (1857 in Basel, Bern, Solothurn, Genf), hebt er mit Recht hervor, daß die Vorstellung in Genf am 28. Mai die erste Aufführung eines Werkes von Wagner auf französischem Sprachgebiet war — «Tannhäuser» ein Jahr nach Berlin, vier Jahre vor Paris! — Unter den Genfer Stimmen hätte noch Valérie de Gasparin née Boissier erwähnt werden dürfen. Gerade hier zeigt sich, wie Fehr geschichtliche Einordnung stets im Auge behält: am Tag der Erstaufführung in Genf ereignete sich der verhängnisvolle Einsturz im Bau des Hauenstein-Tunnels bei Olten; ein Jahr vorher hatte der Neuenburger Handel fast zu einem Krieg gegen Preußen geführt.

Die wenigen Andeutungen möchten jeden anregen, sich in Fehrs Werk zu vertiefen, das die Spannung eines Romans mit einem umfassenden Kulturbild vereinigt.

Endlich liegt nun auch eine deutsche Ausgabe der längst geheimnisvoll angekündigten und namentlich von Gegnern Wagners und Cosimas gespannt erwarteten *Letters of Richard Wagner 1835—1865* vor³). Sogar Fehr bezeichnet dieses Buch als «Ereignis» und «bedeutenden Gewinn für die Wagnerkunde», wenn er auch zahlreiche kleine Irrtümer, falsche Datierungen und Übersetzungsfehler feststellt (hätte sich je ein Ausländer bei unsern Staats- und Stadtschreibern, Regierungs- und Bundesräten zurechtgefunden!). Die Engländerin Mary Burrell hat nicht weniger als 840 bisher geheimgehaltene Briefe und andere Schriftstücke aufgespürt und mit reichen Mitteln kaufen können. Die von ihr beabsichtigte Biographie Wagners kam aber nicht zustande; sie starb 1898. Ihre gewaltige Sammlung wurde 1931 von der Amerikanerin Mary Curtis Zimbalist erworben, um weitere

25 Dokumente bereichert und dem von ihr gestifteten Curtis Institute of Music in Philadelphia geschenkt. Fast alle dieser 865 Stücke erscheinen hier zum ersten Male im Druck. Der 828 Seiten starke, mit 9 Bildtafeln geschmückte Band ist also ohne Zweifel eine sehr bedeutende Erscheinung. Er ist eine Fundgrube für alle, die sich um das künstlerische und überhaupt kulturelle Leben des vorigen Jahrhunderts bekümmern; Freunde und Feinde werden das Werk nicht entbehren wollen — auch letztere nicht, denn ursprünglich fühlte sich die mißtrauische Sammlerin gedrängt, damalige Biographien Wagners streng wahrheitsgemäß ergänzen und berichtigen zu wollen. Sie glaubte im besondern, eine Art Ehrenrettung Minnas auf Kosten Mathildes und namentlich Cosimas anstreben zu müssen. Diese Absicht freilich schlägt — für unser persönliches Empfinden — eher ins Gegenteil um. Es finden sich hier Briefe und Äußerungen dieser Minna geb. Planer, die wenigstens uns durchaus abstoßen. Eine Frau, die als Verlobte sich entführen läßt, die eine uneheliche Tochter als «Schwester» in die Ehe mitbringt und jahrzehntelang mit dieser «Schwägerin» Wagner schwer belastet (dieser Natalie «verdankt» man die von ihr hinterlistig zurückbehaltenen und dann teuer verkauften Briefe!), eine Frau, die das künstlerische Ideal des Gatten völlig verkennt und aus finanziellen Gründen sich immer bemüht, ihn zu Zugeständnissen an von ihm in heißem Kampf innerlich überwundene Richtungen zu bewegen, eine Frau, die von vornherein jede ihr geistig weit überlegene Freundin ihres Mannes haßt und sie Dritten gegenüber perfid und in gemeinsten Ausdrücken verleumdet — eine solche Frau hat nie und nimmer das «Recht», ihren Gatten durch Eifersucht zu verfolgen und seine Arbeitskraft zu sabotieren. «Fricka» im übelsten Sinne!

Gewiß kann den von dieser allzu kleinbürgerlichen Minna gehaßten Frauen manches vorgeworfen werden. Wir hatten Jahrzehnte vor dieser Veröffentlichung den Eindruck, daß Cosima und ihr Schwiegersohn Chamberlain vieles verschwiegen, verborgen, verbogen hätten. Eine Überbetonung Luthers z. B. schien uns auf den Renegateneifer der ursprünglich streng-katholischen Tochter Liszts zurückzu-

gehen. Auch war es längst offenbar, daß der Philosoph Chamberlain sehr unphilosophisch z. B. Briefe als bedeutendste Quelle für die Kenntnis eines Großen pries, aber auf der gleichen Seite wichtigste verschwieg. Zürich war für ihn im Leben Wagners kaum wichtiger als Rio de Janeiro!

In einem bestimmten Fall ist nun Nachprüfung genau möglich, indem jetzt ein Anhang B auf 35 Seiten unter dem Titel «Cosimas Rotstift» sämtliche Streichungen in Wagners Briefen an seinen Dresdener Freund Uhlig, Geiger im Hof-Orchester, veröffentlicht. Doch sogar der Herausgeber verkennt nicht, daß Cosimas Lage sehr schwierig gewesen sei, denn «Vieles in diesen Briefen forderte eine Zensur geradezu heraus». Wenn der sehr sanguinische Wagner sich ärgerte oder empörte, ließ er seinen Gefühlen freien Lauf, wobei er sich oft einer äußerst drastischen Sprache bediente, die unter zwei Männern nicht ungewöhnlich war, aber die lebende Dritte oder deren Nachkommen unnötig verletzt hätte. Wagner war z. B. dadurch seelisch sehr belastet, daß er von Frau Julie Ritter Wohltaten annehmen mußte, mit ihrem Sohn Karl aber in Streit geriet und sich von ihm abwandte. Der Herausgeber sagt: «Wagners freie Erörterung von Karls Charakter wäre im Druck undenkbar gewesen; die Tatsache, daß Karl homosexuelle Neigungen besaß und ein Problem für Freunde und Verwandte war, ließ dies ganz unmöglich erscheinen.» Ebensovienig vermögen wir Cosimas Tilgung einiger «vehement revolutionärer Bemerkungen» beim Dresdener Aufstand zu bedauern. Man denke! Es sind auch Worte wie «Schwachkopf», «Schweinehund» und etwa «König von Preußen, Allerhöchstselig» weggefallen. Im 86. Brief schrieb Wagner: «Wegen meiner augenblicklichen Geldnot sei nur ruhig!» Dann stand da aber noch: «Wozu gäbe es denn Regierungsräte, die noch dazu Finanzminister sind — wie jetzt Sulzer — wenn sie nicht Geld borgten?» — Einen derart wichtigen, dazu noch humoristischen Satz wagte Cosima zu streichen! — Der Goethe nahestehende Kanzler Müller in Weimar schrieb 1834, sein Briefwechsel mit Zelter gehöre zu den «reichsten Dokumenten geistiger Größe». Dann fügte er bei: «Dabei will ich aber nicht leugnen, daß ich einzelne Derbheiten und Klapse hinwegge-

wünscht und als Redakteur niemals zum Druck gebracht hätte. Man darf nicht vergessen, daß sie an vertraulichen Abenden hingeschrieben, ursprünglich keineswegs zum Druck bestimmt waren. Der gute Riemer war zu ängstlich im Wegstreichen, voilà tout. Es war Zelters Naturell, derb und mitunter grob zu sein, ob er schon sehr zart und fein fühlte.»

In einem andern Fall zeigt sich jetzt, daß die von zwei Abenteurern namens Hurn und Root kenntnislos, aus Sucht nach Skandal und durch lügenhafte Sensation zu erwerbendem Geld erhobenen Anschuldigungen völlig aus der Luft gegriffen waren. Der Herausgeber der Burrell-Briefe brandmarkt jene Verleumder nach Gebühr: «Sie besaßen die Frechheit, ihr Buch *The Truth about Wagner* zu nennen, doch hatte gerade diese Frechheit das Gute, der Anti-Cosima-Bewegung den Wind aus den Segeln zu nehmen.»

Wir möchten betonen, daß John N. Burk, der Herausgeber und Kommentator, uns als kenntnisreichste und sehr erfreuliche Persönlichkeit entgegentritt. Gegen die Art, wie sich die gewiß höchst verdienstvolle Mrs. Burrell ihre unbekanntenen Briefschätze verschaffte, könnte vielleicht doch feineres Empfinden sich empören: sie erwarb mit List und Geld widerrechtlich zurückbehaltenen Briefe von einer Person, die damit Rachegeleüste befriedigen zu können hofft; sie erwirbt ferner ein von einem italienischen Drucker in Basel gegen jede Vereinbarung heimlich angefertigtes und trügerisch zurückgehaltenes Stück der Selbstbiographie Wagners. Sie sammelt und sammelt und hofft, Irrtümer zu finden, da sie «zeitlebens geneigt war, das Schlechteste von Frau Cosima anzunehmen». — Mehr als je wäre man heute auf die Darstellung Cosimas gespannt, die ihr Enkel Franz W. Beidler in Zürich begonnen hatte — ein geistvolles und kenntnisreiches, von Pietät unbeschwertes Buch, im Gegensatz zum ebenso umfangreichen wie unbrauchbaren Werk *Du Moulins*.

Gewiß darf der Verlag erwarten, daß «jeder, der sich für die kulturelle Entwicklung des 19. Jahrhunderts interessiert, in dieser reichverzweigten Briefsammlung neuartiges Material entdecken wird». Wenn er aber auch von bisher unbekanntenen Tatsachen spricht, die «im Hinblick auf die entscheidenden

Neuinscenierungen wichtig» seien, irrt er. In bezug auf die Werke gibt es, bezeichnenderweise, keine Briefe, die weniger ergiebig sind als jene an die sich um anderes bekümmern Minna. Und wenn nun so viel von Auslassungen, Änderungen, Fälschungen auf biographischem Feld die Rede ist und alle unversöhnlichen Gegner Wagners Morgenluft wittern, darf wohl doch auch ausgesprochen werden, daß weit verhängnisvollere Entstellungen der Werke selbst aus Unkenntnis und Ubelwollen geradezu üblich waren und heute aus feiger Anpassung an einen vorgeblich verfeinerten Geschmack nicht etwa nur geduldet, nein! gefordert werden. Wer sich gegen die Werk-Fälschungen wehrt, wird verspottet. Und doch handelt es sich da nicht bloß um das Weglassen einiger allzu profaner Schimpfworte in nie für Dritte bestimmten Briefen, sondern um das Wesen der Wagnerschen Kunst. Diese verliert ihre Unvergleichlichkeit, wenn nur noch Gewicht auf die Musik gelegt wird, Drama und Bild aber völlig vernachlässigt werden. Wagner hat einst, um ein einziges Zeugnis zu erwähnen, in «Oper und Drama» aufs stärkste hervorgehoben, daß der Zweck der von ihm gewollten Kunst das Drama sei, während bisher die Musik, als Mittel des Ausdrucks, zum Zweck gemacht worden sei. Die berühmte Stelle dürfte sogar in Bayreuth noch bekannt sein.

Angaben über die Werke finden sich reichlich nur für die frühen, während jene über den «Ring» und «Parsifal» kaum Neues bringen. Namentlich die Abschnitte über den «Tannhäuser» und dessen unter fürchterlichen Hindernissen auf Befehl Napoleons III. erfolgte Vorbereitung in Paris oder über den «unaufführbaren Tristan» in Wien lesen sich höchst spannend und ergänzen bisherige Berichte sehr wertvoll. Biographisch werden die Kapitel über die qualvollen ersten Pariser Jahre, über die Flucht aus Dresden, das Jessie-Laussot-Erlebnis, die Bemühungen in London, über Zürich (da wird nun endlich die berühmte, verhängnisvolle, von Minna aufgefangene und geöffnete «Morgenbeichte» an Frau Wesendonck veröffentlicht!) besonders fesseln.

Die Briefe an Minna aber können wir nicht überschätzen. Das alte Bild Wagners wird für bisherige Kenner der Literatur kaum beeinflusst. Man liest Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, wohl

auch Befremdendes oder sogar Abstoßendes und fragt sich vielleicht: Ja, weshalb kannst du Wagner lieben? — Doch dann hört man in der Erinnerung auf einmal ein Motiv aus dem «Ring» und fühlt plötzlich zuinnerst: Ja, wie wäre es möglich, daß du Wagner nicht lieben würdest! Weil wir so empfinden und unser Bild Wagners, wie wir es vor einem halben Jahrhundert zu erarbeiten begannen, dank seinen (falls stilgerecht aufgeführten) unvergleichlichen Werken, seinen kaum bekannten Prosaschriften, seiner «Pilgerfahrt zu Beethoven», dank auch den treuen, warmen Erinnerungen, die wir noch oft von seinem Sohn, seinen Töchtern, seinem Vertrauten Hans von Wolzogen u. a. persönlich hören durften, längst unerschütterlich feststeht, bleiben wir den fast zahllosen, sich ständig noch folgenden neuen Briefkunden ge-

genüber ohne überschwängliche Erwartungen. Gern gestehen wir aber, daß sowohl Fehr wie diese Burrell-Sammlung viele sehr wertvolle, ja ergreifende Lichter anzünden. Das Bild des in seiner Eigenart gewaltigen Genies strahlt sonnenhaft durch ein Nebelmeer fürchterlicher Nöte, Verkennungen und geradezu teuflischer Anfeindungen. Man steht wie vor einer Naturgewalt. Nie erweckte noch ein Großer soviel starren Haß und soviel warme Liebe.

Karl Alfons Meyer

¹⁾ Max Fehr, Richard Wagners Schweizer Zeit. Band II. Mit sehr vielen bisher unveröffentlichten Briefen, Bildern u. a. H. R. Sauerländer & Co., Verlag, Aarau. ²⁾ Vgl. Januar-Nr. 1935, S. 531—533. ³⁾ Richard Wagner Briefe 1835—1865 (Die Sammlung Burrell). S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M.

Der Schlieffenplan

Der Schlieffenplan galt als unfehlbares Rezept für einen sichern Sieg in einem Zweifrontenkrieg Deutschlands gegen Frankreich und Rußland. Nur schwache Kräfte sollten im Osten einen russischen Angriff aufhalten; der größte Teil der Operationsarmee sollte im Westen vorstoßen, mit dem rechten Flügel durch Belgien hindurchbrechen und die französische Festungsfront zwischen der Schweiz und den Ardennen nördlich umfassen, bis das französische Heer eingekesselt und vernichtet werden konnte. Als dann 1914 dieser Sieg nicht erfochten wurde, sagte man allgemein, die Epigonen des großen Schlieffen — die Hauptverantwortung schien auf dem jüngern Moltke zu lasten — hätten den Plan verwässert, den rechten Flügel nicht stark genug gemacht und zu viele Kräfte in Lothringen eingesetzt. Vor allem sei der rechte Flügel östlich von Paris nach Süden vorgestoßen und habe dadurch den Franzosen die Möglichkeit geboten, ihn von Westen her in der Flanke zu umfassen. Der Schlieffenplan hatte auch sehr wichtige politische Folgen. Er zwang die Deutschen zur Verletzung der Neutralität Belgiens und erleichterte damit der englischen Regierung den Eintritt in den Krieg. War dieser Plan, richtig durchgeführt, wirklich das unfehlbare Siegesrezept? Gerhard Rit-

ter, dessen Werk über «Staatskunst und Kriegshandwerk» wir im Novemberheft 1956 gewürdigt haben, wagt es, diese Frage zu stellen¹⁾.

Zum ersten Male legt Ritter die vom Chef des Generalstabes, Graf Alfred v. Schlieffen, verfaßten Denkschriften in vollem Wortlaut vor, nämlich die große Denkschrift vom Dezember 1905 unmittelbar vor Schlieffens Rücktritt aus dem Amt geschrieben, und das Alterswerk des bald Achtzigjährigen vom Dezember 1912. Dazu druckt Ritter zahlreiche Entwürfe ab, die uns Einblick in die Gedankenentwicklung des Strategen gewähren. Dabei zeigt es sich, daß Schlieffen manche Bedenken, die er in den Entwürfen noch ausspricht, in der letzten Fassung wegläßt. Auch Momente der Unsicherheit werden erkennbar. Wer nur schon die Texte liest, erschrickt ob ihrer unglaublichen Kühnheit. 1905 sprach Schlieffen nur vom Kriege gegen Frankreich; Rußland hielt er für kampfunfähig infolge des verlorenen Krieges gegen Japan. 1912 mußte er zwar wieder mit Rußland rech-

¹⁾ Gerhard Ritter: Der Schlieffenplan, Kritik eines Mythos. Mit erstmaliger Veröffentlichung der Texte und 6 Kartenskizzen. Verlag R. Oldenbourg, München 1956.

nen, nahm aber an, die Russen würden nicht angreifen, sondern abwarten, was in Frankreich geschehen würde; denn keiner der beiden Verbündeten würde dem andern die Kastanien aus dem Feuer holen wollen. Der maßgebende Schlieffenplan von 1905 rechnet also gar nicht mit dem eigentlichen Problem, das sich dann stellte, dem wirklichen Zweifrontenkrieg. Der große Heerführer der deutschen Einigungskriege, Helmuth von Moltke, hatte für diesen Fall eine starke Verteidigung im Westen, wenn nötig hinter dem Rhein, vorgesehen und zusammen mit der österreichischen Armee eine große Umfassungsschlacht im Osten. Der alte Moltke wußte, daß die Erfolgchancen, die 1866 und 1870 ungewöhnlich groß gewesen waren, nun ständig gesunken waren infolge der besseren militärischen Vorbereitung der französischen Armee und der zahlenmäßigen Übermacht der Russen, und infolge der Schwäche des österreichischen Bundesgenossen. Das hatte ihn immer vorsichtiger gemacht. Schlieffen, der frühere Kommandeur des 1. Garde-Ulanenregiments, zog den gegenteiligen Schluß: Der Erfolg muß durch den überwältigenden Angriff gegen den stärksten Feind, die Franzosen, erzwungen werden. Schlieffen setzte alles auf eine Karte. Seine Entwürfe zeigen, daß er zuerst an eine knappe Umfassung der französischen Ostfront Belfort-Verdun nördlich von Verdun dachte, dann aber erkannte, daß der östlich von Paris nach Süden vorstoßende deutsche Flügel der Umfassung durch die Franzosen von Westen her ausgesetzt war. Folglich erweiterte Schlieffen den Plan von Stufe zu Stufe, verstärkte den rechten deutschen Flügel so sehr, daß dieser imstande sein würde, der Kanalküste entlang bis an die Oise und Seine auszugreifen und ganz Paris zu umfassen. Schlieffen rechnete dabei mit 5 bis 6 Armeekorps zur eigentlichen Einschließung von Paris von Westen und Süden her und mit weiteren 7 Armeekorps, die südlich von Paris und westlich der Seine mit verkehrter Front von Westen nach Osten hin der französischen Feldarmee in den Rücken fallen sollten. Schlieffen stellte sich dabei selbst die Frage, ob je der deutsche rechte Flügel so stark gemacht werden könne. Wie konnte er diese Riesenarmee durch die Enge zwischen Antwerpen und Namur hindurchbringen? Wie stand es mit dem Nachschub?

Schlieffen rechnete damit, daß die Bahnen in Belgien und Nordfrankreich zer-

stört sein würden; er nahm aber an, die Armeen könnten sich in diesen reichen Landschaften selbst verpflegen. Er wußte, daß diese Truppen «Ungeheures zu leisten hatten im Marschieren und Kämpfen, und die Gefahr groß war, daß sie sich rasch verbrauchten» (S. 59). Auch erkannte er die Gefahr, daß die so weit ausgespannte Front leicht zerreißen könnte und es den Franzosen gelingen würde, einen Keil in sie hineinzutreiben. Da Schlieffen für die große Umfassung mehr als die Hälfte der deutschen Armee brauchte, verfügte er über keine operativen Reserven mehr und mußte auch den linken Flügel entblößen. Folglich war er gezwungen, an die Aufstellung neuer Truppenverbände zu denken. Sein Plan, aus den schwerfälligen Armeekorps neue Heereseinheiten zu bilden aus einer aktiven und einer Reserve-division, muß als richtig bezeichnet werden und wurde dann auch durchgeführt. Aber wie eigentlich nur die 5 bis 6 Armeekorps zur Einschließung von Paris dahin gelangen sollten, sagte er nirgends. So folgert Gerhard Ritter: «Die bisherige Diskussion um den Schlieffenplan ist in der Hauptsache fehlgegangen. Sie hat dessen eigentliche Problematik kaum berührt. Sie hat statt dessen immer wieder das Geheimnis des Erfolges in einer möglichst einseitigen Massierung der Angriffskräfte auf dem rechten Heeresflügel gesucht — ein recht primitives Rezept angesichts der Enge des Aufmarschraumes an der oberen Maas, der Zerstörung des belgischen Eisenbahnnetzes und der daraus folgenden enormen Marschlängen bis zur Umgehung der feindlichen Front! Der große Schlieffenplan war überhaupt kein sicheres Siegesrezept. Er war ein kühnes, ja ein überkühnes Wagnis, dessen Gelingen von vielen Glückszufällen abhing» (S. 68). Und hinsichtlich Schlieffens 1912 gehegter Erwartung, die Russen würden nicht angreifen, urteilt Ritter: «Wer einen solchen Wunderglauben nicht teilt, muß urteilen, daß er (Schlieffen) in jedem Fall die deutsche Kraft gewaltig überschätzt hat. Aber das gehörte ja nun einmal zum Stil der wilhelminischen Epoche» (S. 71). Dem jüngeren Moltke muß aber das Zeugnis ausgestellt werden, daß er die Gefahren sah und bereits in Randbemerkungen zu Schlieffens Denkschrift kritische Vorbehalte gemacht hatte. Aber er war nicht stark genug, um einen bessern Plan an Stelle des bereits zum Mythos gewordenen unheilvollen Wagnisses zu setzen.

Obschon Schlieffen erkannt hatte, daß

die Verstärkung des Feldheeres dringend notwendig war, warnte er doch nicht vor dem Flottenbau, der zu viele Kräfte in Anspruch nahm. Die Frage der belgischen Neutralität beunruhigte ihn kaum. Er bezeichnete Belgien als nicht neutral, das nur Festungen gegen Deutschland baute und die Grenzen gegen Frankreich offen ließe. Aber die Verletzung der belgischen Neutralität war doch nach Ritters ausdrücklicher Auffassung eine schwere Belastung der deutschen Kriegführung. Der französische Generalstab hatte auch an einen Durchbruch durch Belgien gedacht, aber die politischen Stellen erteilten die strikte Weisung, französische Truppen dürften auf keinen Fall vor einer Verletzung der Neutralität durch den Gegner einmarschieren, während sich die deutschen politischen Instanzen von den militärischen «Notwendigkeiten» die Politik vorschreiben ließen. So erscheint der Schlieffenplan «geradezu als der Anfang vom Unglück Deutschlands und Europas» (S. 93). Schlieffens Idee einer totalen Ver-

nichtung des Gegners zwang Kriegführung und Politik zu Handlungen, die alles viel schwerwiegender machten. Der Kampf gegen Frankreich und England hätte einen ganz andern Charakter gehabt, wenn Deutschland nur defensiv dem österreichischen Verbündeten gegen Rußland zu Hilfe gekommen wäre. Der geplante Handstreich gegen Lüttich zwang zu rascher Kriegserklärung. Alles stand unter Zeitdruck. «Der Kriegausbruch von 1914 ist das erschütterndste Beispiel hilfloser Abhängigkeit der politischen Staatsleitung von den Planungen der Militärtechniker, das die Geschichte kennt» (S. 95). Dagegen kann Ritter zeigen, daß weder Schlieffen noch Holstein 1905 an einen Präventivkrieg gegen Frankreich dachten.

Das mutige und bedeutungsvolle Buch bildet das notwendige Zwischenglied zu dem von uns mit größter Spannung erwarteten zweiten Band des Werkes «Staatskunst und Kriegshandwerk» von Gerhard Ritter.

Leonhard von Muralt

Soziologie

Im Dritten Reich war echte soziologische Forschung nicht möglich gewesen, und nur mühsam hat die deutsche Soziologie nach 1945 den Anschluß an die allgemeine Forschung wieder hergestellt. Emigranten kamen aus Amerika zurück und wurden auf die freiwerdenden oder neugeschaffenen Lehrstühle berufen, jüngere Wissenschaftler konnten sich drüben ausbilden oder weiterbilden, und die umfangreiche ausländische, vor allem amerikanische Literatur wurde nach und nach auch in Deutschland bekannt. Einige Forschungsstellen sind geschaffen worden und bereits sind auch wichtige Einzelarbeiten und Untersuchungen entstanden, vor allem gerade auf dem Gebiete der in Amerika stark betriebenen empirischen Soziologie. Die Industriesoziologie und die Politische Soziologie etwa haben heute ein beachtliches Niveau erreicht. Ob die Soziologie allerdings in den Universitäten selbst und in einer weiteren gebildeten Öffentlichkeit als selbständige Wissenschaft mit eigenen Fragen und Methoden anerkannt wird, ist eine andere Frage! Noch besteht die Tendenz, sie bloß als Anhängsel anderer Wissenschaften, sei dies die Nationalökonomie, die Rechts-

wissenschaft, Philosophie, Geschichte oder Psychologie, gelten zu lassen. Einführungen in die Soziologie und Handbücher, die den Rahmen abstecken und den heutigen Stand der Forschung angeben, haben sich daher gerade in Deutschland als besonders notwendig erwiesen.

Die *Einführung in die Soziologie*, die Alfred Weber herausgegeben hat, wird allerdings nicht gerade werbende Wirkung ausüben können¹). Die verbindende Einheit der von verschiedenen Mitarbeitern verfaßten Abschnitte bildet Webers eigene Konzeption der Soziologie: sie ist ausgesprochen geschichtsbestimmt, richtet sich gegen die amerikanische Verhaltenssoziologie und fordert eine sogenannte «Konstellationsanalyse», d. h. eine Analyse des Menschen in einem historisch genau abgegrenzten «Daseinsgesamt». Das menschliche Dasein wird dabei in drei Sphären gegliedert: die gesellschaftliche Sphäre (Wirtschafts- und Sozialstrukturen), die zwar in verschiedenen Kulturen gewisse analoge Entwicklungsstufen aufweist, aber doch einen Sondercharakter behält; die Zivilisationssphäre (Technik, Wissenschaft), die evolutionär voranschreitet, und die kulturelle Sphäre (Reli-

gion, Kunst), die sich nicht entwickelt, sondern jeweils unmittelbar und unableitbar hervorbricht. In verschiedenen Abschnitten werden diese Sphären nun gesondert dargestellt. Sie bleiben aber meist in methodischen Fragen und allgemein gehaltenen Erörterungen stecken und sagen wenig Konkretes aus. Die alte Tendenz der deutschen Soziologie, bloß zu philosophieren und Probleme aufzuwerfen, ohne jedoch die vielfältigen Ergebnisse empirischer Arbeit zu verwerten, wird hier wieder einmal offensichtlich. Bei einem Altmeister wie Alfred Weber mag dies noch hingehen, aber nicht bei jungen Soziologen! Mit einem eigenwilligen Stil wird die Sachlage zudem jeweils noch kompliziert. Der Band enthält außerdem Charakterisierungen einiger großer Theoretiker (Saint-Simon, Comte, Spencer, Durkheim, Lenin, Max Weber) und Überblicke über die soziologische Forschung in Amerika, Großbritannien, Frankreich und Deutschland; die Namen und Literaturangaben sind dabei reichlich willkürlich gewählt, ganz abgesehen von unzähligen Druckfehlern!

Einen ganz anderen Charakter trägt das Lehr- und Handbuch *Soziologie*²⁾. Hier wird kurzweg auf methodische Fragen über die Soziologie im allgemeinen verzichtet; dafür werden von Sachkennern einige wichtige Gebiete (Sozialstrukturen primitiver Gesellschaften, Bevölkerungslehre, Soziologie der Familie, Industrie-soziologie, Agrarsoziologie, Großstadtfor-schung und Politische Soziologie) ausführlich dargestellt. Hauptfragen und Hauptkategorien dieser Einzelbereiche kommen zur Sprache, eng verbunden mit einer ansehnlichen Ausbreitung und Erörterung von Fakten, Ergebnissen und Problemen. Ausführliche Hinweise auf die moderne Literatur sind beigegeben. So erhalten wir z. B. im Kapitel über «Industrie- und Betriebssoziologie» einen Überblick über die Gesamtstruktur der modernen Produktions- und Arbeitswelt, die Umschichtungen in den Unternehmer- und Arbeiterschichten, das Problem der Gewerkschaften, die Stellung des Menschen im Betrieb und die heutigen Bestrebungen zu neuen Gruppenbeziehungen, Verbesserungen im Betriebsklima usw. Der Leser erhält einen glänzenden Einblick in die moderne Soziologie; er sieht, um was es geht, in welchen Richtungen gearbeitet wird und wie gearbeitet wird.

Im umfangreichen *Handbuch der Sozio-*

logie, herausgegeben von *Werner Ziegenfuß*, ist eine erste Hälfte den «Grundlagen und Methoden der Gesellschaftswissenschaften» gewidmet³⁾. Als Einleitung dient eine Geschichte der Soziologie von Comte bis zur Gegenwart, welche die Hauptströmungen und Hauptvertreter in den verschiedenen Ländern skizziert und eine fast überreiche Fülle von Namen enthält; zur Orientierung und Einordnung ist sie aber sehr gut geeignet. Der Herausgeber setzt sich dann in einem größeren Abschnitt mit methodischen Fragen auseinander; er versucht die Begrenztheit der verschiedenen Schulen und Theoretiker zu zeigen und gleichzeitig eine gemeinsame Basis zu schaffen, welche die mannigfachen Forschungsrichtungen, Methoden und Grundbegriffe als jeweils verschiedene Züge zum gleichen Stoff oder Problem versteht. Es folgen Abschnitte über die Sozialanthropologie, Sozialpsychologie, Sozialstatistik und Bevölkerungslehre. Gesondert werden die Gesellschaftsauffassung im historischen Idealismus und historischen Materialismus erörtert. Abschließend orientiert Otto Stammer über Gesellschaft und Politik. Er grenzt die politische Soziologie gegenüber der Staatslehre im überlieferten Sinn ab und stellt die Beziehung zur Politischen Wissenschaft her. Interessant ist die Auseinandersetzung mit den Grundbegriffen wie Herrschaft, Politik, Politische Ordnung u. a., da hier die soziologische Betrachtungsweise und Terminologie fruchtbar gemacht wird. In Sonderabschnitten werden einige Bereiche, die heute von der politischen Soziologie speziell bearbeitet werden (Macht, Herrschaftssystem, Totalitarismus, Demokratie, Parteien, Verbände), kurz durchgenommen. Hervorzuheben ist, wie ausgezeichnet hier die amerikanische und deutsche Literatur verarbeitet wird. Der zweite Band soll der Darstellung des gesellschaftlichen Lebensgefüges in seinem inneren Aufbau, seinen Gestaltungsrichtungen und Formen (also Gruppenbildung, Religion, Recht, Erziehung, Wirtschaft, Staat und Kultur) gewidmet sein.

Rudolf von Albertini

¹⁾ R. Piper & Co. Verlag, München 1955. ²⁾ Hg. v. A. Gehlen und H. Schelsky, Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf 1955. ³⁾ Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1955.

Eine sozialpolitische Standortbestimmung

Unter dem Titel *Soziale Sicherheit, eine historisch-soziologische Untersuchung neuer Hilfsmethoden* legt der Frankfurter Sozialpolitiker und Universitätsprofessor Dr. *Hans Achinger* eine Studie vor, die wertvolle Hinweise zur Beurteilung der modernen sozialpolitischen Entwicklung liefert¹⁾. Wenn sich auch diese Entwicklung in den einzelnen Staaten eigenständig vollzieht und die schweizerischen Institutionen beispielsweise nur schwer mit all dem verglichen werden können, was in Deutschland das System der Sozialen Hilfe umfaßt, so ist der soziale Sicherheitsbegriff doch eines der ausgeprägtesten Merkmale unserer Zeit, und es sind weltweite Bestrebungen im Gange, ihm Form und Inhalt zu verleihen. Es ist vielleicht das größte Verdienst des Verfassers, daß er die Aufmerksamkeit einer weiteren Öffentlichkeit auf die Begriffsbestimmungen hinlenkt, um welche internationale Organisationen sich unter der Ägide der UNO und des Internationalen Arbeitsamtes bemühen, bildete doch die «Freiheit von der Not» eines der großen Kriegsziele der westlichen Welt, dessen Verwirklichung auch heute noch als Verpflichtung betrachtet wird. Die Internationale Vereinigung für soziale Sicherheit hat einen Katalog von Sicherheitsmaßnahmen aufgestellt, die Krankheit, Niederkunft, Invalidität, Alter, Tod des Versorgers, Arbeitslosigkeit, außerordentliche Ausgaben und beruflich bedingte Schäden umfaßt.

Der Verfasser arbeitet mit Geschick und sympathischem kritischem Sinn den unwalzenden Charakter und die Problematik eines derart weitgehenden Sicherheitssystems heraus. Am meisten Verständnis bringt man für dessen politische Rechtfertigung auf, indem die Schaffung einer möglichst umfassenden sozialen Sicherheit wohl das beste Mittel darstellt, um die westlichen Völker vor den inneren Gefahren des Kommunismus zu schützen und nach außen widerstandsfähiger zu machen. Darüber hinaus hält es schwer, der auf hoher internationaler Ebene sich abwickelnden sozialpolitischen Begriffsbildung eine gute Seite abzugewinnen, tendiert diese doch eindeutig auf die Sozialisierung hin. Die Politik der staatlich garan-

tierten sozialen Sicherheit, so wie sie, wir hoffen in utopischer Weise, durch internationale Organisationen entworfen wird, setzt den totalen Einsatz der wirtschaftlichen Mittel eines Staates mit voll nivellierender Wirkung voraus und endet in letzter Konsequenz mit der Verstaatlichung des Lebens überhaupt. So gesehen erscheint der soziale Kampf gegenüber dem marxistischen Zeitalter nur auf eine andere Ebene verlagert, wobei jedoch die ursprüngliche Zielsetzung einer grundlegenden Änderung der bestehenden Gesellschaftsordnung erhalten bleibt.

Wenn man als Schweizer die kluge Analyse dieses Geschehens vor Augen hat, dann wünscht man nur, daß die Behörden unseres Landes und die privaten Organisationen dort, wo sie Einfluß auf die Meinungsbildung innerhalb der internationalen Gremien besitzen, sich mit Vehemenz gegen eine Entwicklung im dargelegten Sinne wenden möchten. Denn hier werden Werte aufs Spiel gesetzt, die der Großteil unseres Volkes nicht einer neuen gleichmacherischen Sicherheitsidee zu opfern bereit ist. Bei uns gelten Familie, Betrieb, Gemeinden und Kantone nach wie vor als Hauptträger des Lebens und der sozialen Risiken, wenn auch selbstverständlich eine tendenzielle Hinneigung zur staatlichen Sozialpolitik, z. B. AHV, sich nicht vermeiden läßt. Die Selbstverantwortung und der Leistungswille des einzelnen sind in unserem Volke jedoch so stark verankert, daß die Versuchung einer totalen Verstaatlichung der Sozialpolitik praktisch nicht besteht. Immerhin ist das, was der Verfasser die zweite Einkommensverteilung nennt, nämlich die Nivellierung zur Sicherung der öffentlichen Soziallasten, auch bei uns in vollem Gange, und es sind Verschiebungen von Fürsorgeprinzip und zum Teil auch vom Versicherungsprinzip weg zum Versorgungsprinzip festzustellen, das die Bestreitung des Sozialbedarfes ausschließlich durch die öffentliche Hand, d. h. den Gesamtstaat, anstrebt.

Man ist dem Verfasser dankbar dafür, daß er diese Entwicklungstendenzen allgemein und in ihren großen internationalen Zusammenhängen, aber auch an Einzelfällen wie z. B. dem Al-

ters-, Krankheits-, Invalidenschutz erläutert und kritisch beleuchtet. Die Sorge um unerwünschte Umwälzungen und Begriffsverwirrungen, die sich im Gefolge des modernen Sicherheitsdenkens abspielen, zieht sich durch die ganze äußerst anregende Publikation, die im wesentlichen die Absicht verfolgt, die fragwürdigen Methoden ad absurdum zu führen und an ihrer Stelle den als richtig erkannten Standpunkt zu markieren. Der Kernpunkt der ganzen Auseinandersetzung scheint uns dort zu liegen, wo die Frage gestellt wird, ob neue Sicherheit nicht auch dadurch gewonnen werden könnte, daß man den einzelnen in seiner Existenz stärker macht, so daß er seine neuen und alten Risiken selbst tragen kann. Diese Frage liegt heute, so bedauerlich das ist, außerhalb des Gesichtskreises der Sicherheitspolitik, die nur eine Richtung verfolgt, nämlich die der weiter fortschreitenden Sozialisierung. Diesem ge-

fährlichen Prinzip gilt es andere Träger der sozialen Verantwortung entgegenzusetzen, wie die Familie, den Betrieb und die kleineren öffentlichen Körperschaften statt des allumfassenden Staates. Sie bieten die Möglichkeit, ein angemessenes Verhältnis zwischen Selbsthilfe und Fremdhilfe zu schaffen und damit nicht nur den Sozialbedarf in erträglichen Schranken zu halten, sondern auch eine gewisse Selbständigkeit des Individuums gegenüber den dem Gedanken der totalen Sozialgarantie innewohnenden Verstaatlichungsbestrebungen zu erhalten. Das sind Gedankengänge, denen vorab in der Schweiz die Anerkennung nicht versagt werden darf.

Eugen Hugentobler

1) Hans Achinger: «Soziale Sicherheit». Eine historisch-soziologische Untersuchung neuer Hilfsmethoden. Friedrich Vorwerk Verlag, Stuttgart.

Medizin und Psychologie

Die Zahl der Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Psychologie, Psychiatrie und Anthropologie ist eher im Zunehmen denn im Abnehmen begriffen. Sollen wir uns dabei dem bänglichen Gefühl überlassen, daß wir einer unweigerlichen Inflation entgegensteuern, oder sollen wir uns umgekehrt darüber freuen, daß sich der westliche Mensch mit unablässiger Kraft um Selbsterhellung bemüht?

C. G. Jung gibt uns eine Antwort in seinem Buch *Von den Wurzeln des Bewußtseins*, wenn er schreibt: «Warum ist Psychologie wohl die allerjüngste der Erfahrungswissenschaften? Warum hat man das Unbewußte nicht schon längst entdeckt und seinen Schatz an ewigen Bildern gehoben? Ganz einfach darum nicht, weil wir eine religiöse Formel für alle Dinge der Seele hatten, die weit schöner und umfassender ist als unmittelbare Erfahrung. Wenn für viele die christliche Anschauungswelt verblaßt ist, so sind dafür die symbolischen Schatzkammern des Ostens noch voll von Wundern, welche die Lust am Schauen und an neuen Kleidern auf lange Zeit hinaus nähren können.» Die Sorge um das Heil des heutigen Menschen ist

denn auch ein Hauptthema, das ihn beschäftigt und das in den verschiedenen Kapiteln immer wieder anklingt, wenn er über die Archetypen des kollektiven Unbewußten, über das Wandlungssymbol in der Messe oder über den philosophischen Baum spricht¹⁾.

Wie schwer verdaulich allerdings diese «östlichen Schätze» sein können, zeigt uns das Buch von Pater Cyrill von Krasinski. In seiner *Tibetischen Medizinphilosophie* unternimmt es der Verfasser auf Grund authentischer Quellen, die tibetisch-indische Dreiprinzipienlehre darzustellen. Die terminologisch-sprachlichen Schwierigkeiten sind aber so groß, daß auch der psychologisch Geschulte eine beträchtliche Anstrengung unternehmen muß, um sich in das an sich faszinierende Werk einzulesen²⁾. Den Bedenklichkeiten unserer technisierten Welt geht Joachim Bodamer, der aus Radiovorträgen bekannte Psychiater, auf den Grund³⁾. Er analysiert die Sinnentleerung unserer Zeit, den Zwang zur Schnelligkeit, zur Hetze, die Verwischung der Grenze zwischen Arbeit und Erholung, die Anbetung der Leistung. Trotzdem ihm einige Irrtümer in bezug

auf das Wesen der Psychoanalyse unterlaufen sind, besticht sein Werk durch die Vielseitigkeit der Anschauung und Dokumentierung. In Romanform stellt *Friedrich Deich* die Problematik des Psychiaters im Gegensatz zum gläubigen Theologen dar. Das Leben des Psychiaters Voßmenge, dem der Autor wohl einen beträchtlichen Teil von Selbsterlebtem mitgegeben hat, wird in packender Weise vor uns ausgebreitet. Nicht nur muß er sich mit dem Wesen der Geisteskrankheit auseinandersetzen, sondern auch noch im Kampf gegen den Nationalsozialismus und gegen die Sinnlosigkeit des Krieges seinen Humanismus verteidigen. Wenn es schließlich im Zusammenbruch der deutschen Armee in Italien zu einem edlen Wettstreit zwischen dem Nervenarzt und dem Pfarrer kommt, so erfüllt sich darin ein Wunschtraum für alle diejenigen, welche an der babylonischen Sprachverwirrung unserer Fakultäten leiden⁴⁾. Der schmale Band von *Karl-fried Graf von Dürckheim: Japan und die Kultur der Stille* bedarf keiner weiteren Empfehlung⁵⁾. Der Autor ist durch seine Vorträge weit über Deutschland hinaus bekannt geworden, und wer ihn gehört hat, wird den Zauber, der von seiner Persönlichkeit ausgeht, nicht so leicht wieder vergessen. Von *Ludwig Binswanger* liegen zwei Bücher vor, das eine setzt die Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen, die sich mit dem Thema der Psychoanalyse und der Daseinsanalyse befassen, fort, das andere ist Sigmund Freud gewidmet, dessen hundert-jähriger Geburtstag dieses Jahr gefeiert wurde⁶⁾. Es ist ein ergreifendes Zeugnis jahrzehntelanger Freundschaft zwischen zwei bedeutenden Forschern, die sich trotz grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten unentwegt die Treue gehalten haben.

In zweiter Auflage liegt das Werk von *Hans Driesch* vor, der, 1941 verstorben, als Schöpfer der vitalistischen Lehre und des Entelechiebegriffs für die moderne Psychologie Bedeutung erlangt hat⁷⁾. Wertvoll nicht nur für den Psychotherapeuten, sondern auch für den Erzieher, sind zwei Veröffentlichungen von *Fritz Künkel*, der als psychoanalytisch ausgebildeter Psychologe nach Amerika ausgewandert ist, sich von einer streng-naturwissenschaftlichen Anschauungsweise abgewandt und zu einem christlichen Bekenntnis

durchgerungen hat. Die an praktischen Beispielen reichen Ausführungen zeugen von der großen Erfahrung, die der Verfasser im Umgang mit gesunden und kranken Menschen gesammelt hat⁸⁾. *Hans Müller-Eckhard* hat mit seinem schwungvoll geschriebenen Buch von der Krankheit nicht krank sein zu können, vor allem auch in Laienkreisen großes Aufsehen erregt. In leicht faßlicher Art geschrieben, versucht der Autor zu zeigen, daß das ärztliche Bemühen dann am Ziel vorbeischießt, wenn es lediglich das lästige Symptom aus dem Wege räumt, ohne den Sinn der Krankheit zu berücksichtigen. In einem zweiten Buch setzt er sich mit den Nöten des gesunden und kranken Kindes auseinander und zeigt hier in unmißverständlicher Weise die Fehler auf, welche wir Erwachsenen oft begehen⁹⁾. In knapper, aber um so präziserer Weise schildert *Erikson* das Entstehen der menschlichen Haltungen und ihrer Deformationen. Daß es sich hier um eine dringend notwendig gewordene Grundlagenforschung handelt, erweist sich aus der Bedeutung, welche den ersten Lebensstadien für die spätere Entstehung von Neurosen und Psychosen heute zubemessen wird¹⁰⁾. Mit der eigentlichen psychotherapeutischen Problematik setzen sich *Karl Jaspers*, *Kurt Gauger* und *Johannes Neumann* auseinander. Der erstere formuliert auf knappstem Raum seine vorsichtige und kritische Einstellung der Psychoanalyse gegenüber, wobei er vor allem die Grenzen der menschlichen Wandlungsfähigkeit klar herausarbeitet¹¹⁾. *Boß* hat bald nach seinem Traumbuch, über das an dieser Stelle berichtet wurde, ein Werk über die psychosomatische Medizin herausgegeben. Dabei handelt es sich nicht im eigentlichen Sinne um ein klinisches Lehrbuch, sondern vielmehr um eine Darstellung der Leib-Seeleproblematik im Sinn der Heideggerschen Existenzialphilosophie. Dabei geht es ihm vor allem darum, zu zeigen, daß unsere bisherige medizinische Anthropologie noch bei weitem nicht das wirklich ganze, volle Phänomen des menschlichen Wesens erreicht hat¹²⁾.

Als Resultat der Zusammenarbeit zwischen Ärzten und Seelsorgern legt *W. Bitter* einen Sammelband über das Vaterproblem vor¹³⁾. Daß die Gestalt des Vaters und die väterliche Haltung

im Strukturwandel der heutigen Gesellschaft von höchster Bedeutung ist, zeigen die zahlreichen Beiträge, welche, von verschiedenen Blickpunkten her, das Problem beleuchten. In diesem Zusammenhang soll auch das Almanach des Instituts für Psychotherapie und Tiefenpsychologie in Stuttgart erwähnt werden, in welchem sowohl wissenschaftliche Beiträge als auch Tätigkeitsberichte mit statistischen Hinweisen vereinigt sind¹⁴⁾. Eine möglichst große Verbreitung wünscht man den beiden Büchern *Theodor Bovets*, die wahre Fundgruben der praktischen Lebensführung und Lebenskunde sind. Sie entsprechen einem dringenden Bedürfnis, um so mehr, als hier die menschliche Existenz nicht in ihrer abstrakten Theorie, sondern in ihrer ganz praktisch realen Problematik angefaßt wird. Beide Neuerscheinungen sind nicht ausschließlich für den Fachmann, sondern für Leser aller Bevölkerungsschichten geschrieben¹⁵⁾. Daß von einer einzelnen Krankheit ausgehend die Verbundenheit der pathologischen Lebensvorgänge mit den allgemeinen Wertkategorien des Menschlichen gefunden werden kann, zeigt *Armin Müller*. Er hat mit erschöpfender Gründlichkeit den Verlauf der Syphilis untersucht und ist dabei auf Zusammenhänge gestoßen, die weit über den Bereich des rein Biologischen hinausführen¹⁶⁾. Schließlich erwähnen wir gerne den schönen Beitrag zur Medizingeschichte, welchen der Ordinarius für Psychiatrie in München, *K. Kolle*, vorlegt¹⁷⁾. In den persönlichen Lebensschicksalen der großen Nervenärzte erleben wir die dramatischen Wendungen, welche die Psychiatrie in den letzten Jahrzehnten erlebt hat, in eindrucklicher Weise mit.

Christian Müller

1) C. G. Jung: Von den Wurzeln des Bewußtseins. Rascher Verlag, Zürich 1954. 2) P. Cyrill von Krasinski: Tibetische Medizinphilosophie. Origo-Verlag, Zürich 1953. 3) Joachim Bodamer: Gesundheit und technische Welt.

Klettverlag, Stuttgart 1955. 4) Friedrich Deich: Windarzt und Apfelsinenpfarrer. Hermann Klemm-Verlag, Freiburg i. Br. 1955. 5) Karlfried Graf von Dürkheim: Japan und die Kultur der Stille. Wilhelm Barth-Verlag, München 1954. 6) Ludwig Binswanger: Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. Band II. Francke-Verlag, Bern 1955. Ludwig Binswanger: Erinnerungen an Sigmund Freud. Francke-Verlag, Bern 1956. 7) Hans Driesch: Alltagsrätsel des Seelenlebens. Rascher Verlag, Zürich 1954. 8) Fritz Künkel: Ringen um Reife. Friedrich Bahn-Verlag, Konstanz 1955. Fritz Künkel: Die Arbeit am Charakter. Friedrich Bahn-Verlag, Konstanz 1955. 9) Hans Müller-Eckhard: Die Krankheit nicht krank sein zu können. Ernst Klett-Verlag, Stuttgart 1954. Hans Müller-Eckhard: Das unverstandene Kind. Ernst Klett-Verlag, Stuttgart 1953. 10) Erik H. Erikson: Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit. Ernst Klett-Verlag, Stuttgart 1953. 11) Johannes Neumann: Der nervöse Charakter und seine Heilung. Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1954. Kurt Gauger: Psychotherapie und Zeitgeschehen. Urban u. Schwarzenberg-Verlag, München 1954. Karl Jaspers: Wesen und Kritik der Psychotherapie. Piper-Verlag, München 1955. 12) Medard Boß: Einführung in die psychosomatische Medizin. Hans Huber-Verlag, Bern 1954. 13) Wilhelm Bitter: Vorträge über das Vaterproblem in Psychotherapie, Religion und Gesellschaft. Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1954. 14) Beiträge zur Seelenheilkunde (aus dem Arbeitskreis des Instituts für Psychotherapie und Tiefenpsychologie E. V., Stuttgart). Ernst Klett-Verlag, Stuttgart 1955. 15) Theodor Bovet: Weg und Sinn. Führung durch die Lebensalter. Verlag Paul Haupt, Bern 1955. Theodor Bovet: Das Geheimnis ist groß. Ein Ehebuch. Paul Haupt Verlag, Bern 1955. 16) Armin Müller: Syphilis, Metasyphilis. Eine medizinisch-anthropologische Synthese. Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1955. 17) Kurt Kolle: Große Nervenärzte. Georg Thieme-Verlag, Stuttgart 1956.